

FUSSBALL

Zement im Spiel

Seit Jahren streitet die Bundesliga über den Einstieg von Investoren. Bisher war die Angst vor Heuschrecken und Oligarchen zu groß.

Die Revolution geht von einem Bürogebäude im Gewerbegebiet Großburgwedel aus, doch ihr Anführer will von Umsturz nichts hören. „Mit Revolution hat das nichts zu tun, es ist nur meine tiefe Überzeugung, dass die Vereinsphilosophie nicht mehr zum Wirtschaftsunternehmen Fußball passt“, sagt Martin Kind und schüttet sich Mineral-

Forderung der Modifizierung der 50+1-Regel“. Kind nennt es „das Konsensmodell“.

Es soll ermöglichen, was in anderen Ländern längst möglich ist: dass Investoren die Mehrheit an einem Bundesligaclub übernehmen dürfen. Stattdessen werden die für Profiteams ausgelagerten Unternehmen von den eingetragenen Vereinen kontrolliert, Hannover 96 e. V. etwa hält die Mehr-

SPIEGEL: Sie gelten als ungewöhnlich fleißig. Sind Sie ein Workaholic?

Favre: Das sind viele Trainer.

SPIEGEL: Tatsächlich?

Favre: Ein fauler Trainer ist nicht lange im Beruf.

SPIEGEL: Es heißt, Sie stünden jeden Morgen um sechs Uhr auf.

Favre: Das stimmt nicht ganz.

SPIEGEL: Wie ist es denn richtig?

Favre: Ich bin über 50, da ist man oft noch eher wach. Und so ungewöhnlich finde ich das nicht. Ich bin nur professionell. Wir sind doch alle Verkäufer, Sie genauso wie ich. Sie schreiben Artikel, müssen Ihre Leser überzeugen, und ich bin bemüht, meine Spieler zu verbessern, ich muss sie überzeugen. Außerdem sind Bäcker, Zeitungsboten und Autobauer noch früher auf den Beinen.

SPIEGEL: Ihr Spieler Pál Dárdai sagt über Sie: „Favre ist ein bisschen ein Künstler.“ Hat er recht?

Favre: Ach, ich weiß nicht. Die künstlerische Seite des Trainerjobs ist der Stil, den du der Mannschaft gibst. Vielleicht meint er, dass ich gern etwas flüssiger, etwas schneller spielen lasse.

SPIEGEL: Michael Preetz, der bei Hertha die Lizenzspielerabteilung leitet, meint, Sie würden manchmal wie ein zerstreuter Professor wirken.

Favre: Ich? Nein, im Gegenteil. Bei mir muss immer alles sehr geordnet sein. Ich verabscheue Chaos.

SPIEGEL: Sie machen einen fast sanften Eindruck. Können Sie auch so richtig laut werden?

Favre: Man muss seine Emotionen ausdrücken, aber man muss es mit Maß tun. Wenn dem Erfolg ein Hindernis im Weg steht, muss ich dieses Hindernis beiseiteschaffen. Dann bin ich streng. Aber ich kann nicht hart sein. Ich habe selten eine heftige Auseinandersetzung mit jemandem. Wer ein Problem mit mir hat, hat das meistens auch mit vielen anderen Menschen. Ich bin sehr tolerant und verzeihe alles, ob im Fußball oder im Privaten. Mein Vater war genauso.

SPIEGEL: Er war Bauer, wie hat Sie das geprägt?

Favre: Ich bin in Saint-Barthélemy aufgewachsen, in der Nähe von Lausanne, das Dorf hatte 200 Einwohner, damals waren alle Bauern, heute leider niemand mehr. Ich war ein schreckliches Kind, ich habe viel ausgefressen. Es ist besser, wenn ich das nicht erzähle. Das Leben auf dem Land hat mich gelehrt, bescheiden zu bleiben, bodenständig und positiv. Ich liebe die einfachen Dinge des Lebens: Ich liebe die Natur, weil ich als Kind viel im Wald und in den Feldern war.

SPIEGEL: Können Sie dieser Liebe heute noch nachgehen?

Favre: Viel zu selten. Wenn ich nicht Fußballtrainer wäre, dann würde ich mit dem Rucksack durch die Welt wandern.

SPIEGEL: Herr Favre, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Wolfsburgs Trainer Magath (M.), Hoffenheimer Stadionneubau, Hannovers Manager Kind: „Die

wasser in den Orangensaft. Vor zwölf Jahren wurde er Vereinschef von Hannover 96, als der Club drittklassig war und mit einigen Millionen Euro Schulden vor der Insolvenz stand. Inzwischen ist Kind Geschäftsführer und Vorstandsvorsitzender von Hannover 96. Seine Mannschaft spielt seit sieben Jahren ununterbrochen in der Bundesliga und das in einem WM-Stadion, dessen Bau ebenfalls Kind mit auf den Weg gebracht hat. Keine schlechte Bilanz für einen, der sagt, er sei kein Fußballfan, und seine Arbeit ehrenamtlich macht.

Kind gehört das größte Filialunternehmen für Hörgeräte-Akustik in Deutschland, vor vier Jahren wollte er sich schon mal „von dem Thema Fußball befreien“, wie er das nennt, aber er kehrte dann doch zu seinem Club zurück. „Das Fundament hatte sich dort als nicht stabil genug erwiesen.“

Weil er das auch heute noch sieht, hat er ein Papier geschrieben mit dem sperrigen Titel: „Dokumentation für die Mitglieder des Ligaverbandes, von Hannover 96 zur

heit an der Hannover 96 GmbH & Co KGaA. Solche Konstellationen will Kind ändern, doch als er seine Idee vor zwei Jahren erstmals vortrug, war die Ablehnung fast einhellig – aus Angst, dass die Clubs in die Hände ausländischer Oligarchen oder von Finanz-Heuschrecken geraten.

Das neue Modell will Spekulanten dadurch abschrecken, dass sie ihre Anteile mindestens zehn Jahre lang halten und dem Club vorher schon sechs Jahre lang verbunden gewesen sein müssen. Kind hätte bei Hannover 96 solche Investoren, zu ihnen gehört der AWD-Gründer Carsten Maschmeyer, die bereit wären, das Stammkapital beim Club von 5 auf mindestens 30 Millionen Euro zu erhöhen. „Damit wären wir endlich wieder handlungsfähig“, sagt Kind.

Das Papier wirft gleich zwei große Fragen auf: Ist Fußball im Land der Vereine überhaupt ein Business? Und wie offen ist der Wettbewerb, wenn der Erfolg von dramatisch unterschiedlichen Personalaus-



gaben bestimmt wird? Eine Studie der Unternehmensberatung Ernst & Young kam 2007 zu dem Schluss, dass die „Competitive Balance“ in der Bundesliga kontinuierlich abgenommen hat. Die Punkteverteilung hat sich in den vergangenen Jahren zugunsten der Spitzenclubs verschoben. 74 Prozent der Erst- und Zweitligisten erklärten zudem in einer Umfrage, die Ausgeglichenheit in der Bundesliga habe abgenommen, langfristig sei ein Zuschauererückgang zu befürchten.

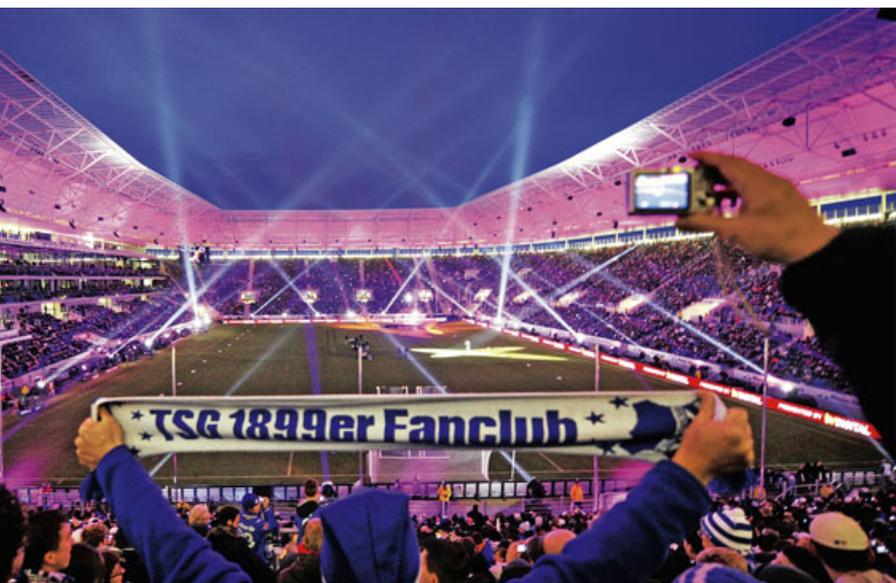
Der Blick auf die Tabelle dieser Saison scheint diese Befürchtungen nicht zu bestätigen. Tatsächlich aber ist die traditionelle Hierarchie vor allem durch Clubs aufgebrochen worden, in denen starke Investoren aktiv sind. Der Volkswagenkonzern hat es dem Wolfsburger Trainermanager Felix Magath in den vergangenen andert-

Inzwischen gibt es Überlegungen, die Vorteile von Hoffenheim, Wolfsburg und Leverkusen einzuschränken. „Ich könnte mir eine Regelung vorstellen, nach der die Kosten für die Lizenzspieler in einem festen prozentualen Verhältnis zur tatsächlichen Ertragskraft eines Clubs stehen müssen, unabhängig von Form und Höhe der jeweiligen Clubfinanzierung“, sagt Peter Peters, Geschäftsführer von Schalke 04 und Mitglied im Vorstand der DFL. Das würde bedeuten, dass gewaltige Anschubfinanzierungen wie die von Volkswagen nicht mehr möglich sind.

Aber bedrückt es das Publikum überhaupt, dass der FC Bayern in den vergangenen zehn Jahren siebenmal deutscher Meister war und Hannover 96 nicht aus dem unteren Mittelfeld der Bundesliga herauskommt? Die Stadien sind weiterhin

schon Clubs haben weniger mit Investoren zu tun als mit gewaltigen Unterschieden bei den Fernsehennahmen.

In England ist es fast eine Milliarde Euro, die an die Premier League geht, in Deutschland sind es nur gut 400 Millionen, und auch die werden innerhalb der Liga ungleich verteilt. Für Heribert Bruchhagen, den Vorstandsvorsitzenden von Eintracht Frankfurt, liegt in einer Umverteilung der Fernsehgelder der Schlüssel, den Wettbewerb zu stärken. 1992, als Frankfurt am letzten Spieltag knapp die deutsche Meisterschaft verpasste, hatte der FC Bayern, so sagt es Bruchhagen, zwar auch schon einen 40 Prozent höheren Lizenzspieleretat. Heute sei der Lizenzspieleretat des FC Bayern 450 Prozent höher als bei der Eintracht. Bruchhagen spricht von einer „zementierten Tabelle“.



Vereinsphilosophie passt nicht mehr zum Wirtschaftsunternehmen Fußball“

halb Jahren ermöglicht, 45 Millionen Euro mehr für Transfers auszugeben, als er bei Verkäufen einnahm. Inzwischen ist der Club ein Kandidat für den Gewinn der deutschen Meisterschaft. Aufsteiger 1899 Hoffenheim war sogar schon Herbstmeister, dort investierte der SAP-Mitgründer Dietmar Hopp mindestens 175 Millionen Euro. „Die müssen das Geld, das sie ausgeben, nicht komplett selbst erwirtschaften“, beklagte kürzlich Hans-Joachim Watzke, Vorsitzender der Geschäftsführung von Borussia Dortmund.

Das Engagement von Volkswagen ist Folge einer Sonderregelung, die vielen im deutschen Fußball als Erbsünde gilt. Wie schon Bayer Leverkusen ist auch der VfL Wolfsburg als Werksclub von der 50+1-Regel ausgenommen. Aber erst im vorletzten Sommer begann er mit jährlichen Anschubinvestitionen von angeblich 40 Millionen Euro. Die Sonderfälle haben einiges durcheinandergebracht. „Vor allem Wolfsburg tut richtig weh“, sagt ein führender Bundesligamanager.

voll, auch in dieser Saison wird ein Zuschauerrekord erwartet. „Publikumszufriedenheit ist ein Prozess, den man permanent beobachten muss“, sagt Peters, „man hat in der Finanzkrise oder beim Zusammenbruch des Staatssozialismus gesehen, dass Systeme oft lange stabil und plötzlich nicht mehr zu halten sind.“

Die Frage ist nur, worin die größere Gefahr besteht: in einem weiterhin verzerrten Wettbewerb? Oder im Bekenntnis, dass Fußball ein Business ist? Peters ist überzeugt davon, dass Fußballvereine keine klassischen Unternehmen sind, weil sie ein anderes Ziel haben, als Rendite zu erzielen: „Die Leitlinie eines Fußballclubs ist die Maximierung des sportlichen Erfolges unter Beibehaltung des finanziellen Gleichgewichts.“ Der Blick nach England widerspricht dem nicht. Aus dem operativen Geschäft einen Gewinn erwirtschaftet womöglich nur Manchester United, andere Clubbesitzer haben sich Vereine aus Imagegründen gekauft oder weil sie auf einen Wertzuwachs spekulierten. Die wirtschaftlichen Vorteile ausländi-

Trotzdem gehört er zu denen, die die Liga nicht für Investoren öffnen wollen. Viele Clubs befürchten ein Rattenrennen, bei dem einfach nur noch mehr Geld auf den Spielerkonten landet. Sympathie für Kinds Vorstoß gibt es beim FC Bayern. „Wir haben zwar nicht vor, jemals die Mehrheit am Verein abzugeben, aber ich bin kein Gegner der Idee, die Clubs für Investoren zu öffnen, wenn gewisse Leitplanken gesetzt sind“, sagt der Vorstandsvorsitzende Karl-Heinz Rummenigge.

Am 31. März will Kind den anderen Clubs sein Konsensmodell genauer vorstellen, bei der nächsten Vollversammlung soll darüber abgestimmt werden. Im Falle einer Ablehnung will er die Frage rechtlich klären lassen, wahrscheinlich vor einem europäischen Gericht. Juristen gehen davon aus, dass die 50+1-Regel dort kippen könnte. Dann würden die Einschränkungen für Investoren fallen. Und Kind wäre doch ein Revolutionär.

CHRISTOPH BIERMANN